

F. Michael Ziegler

NESTFLUCHT

Meine Erinnerungen
an damals



Erzählung

F. Michael Ziegler

NESTFLUCHT

Meine Erinnerungen an damals

Erzählung

F. Michael Ziegler

NESTFLUCHT

Meine Erinnerungen an damals

Erzählung

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

NESTFLUCHT

© 2026 F. Michael Ziegler

Preis: 13,99 Euro

Lektorat: S. Brigitte Ziegler

Umschlaggestaltung und Buchsatz: F. Michael Ziegler

Herstellung und Verlag:

BoD · [Books on Demand GmbH](#), Überseering 33,
22297 Hamburg

ISBN: 978-3-6963-3599-1

Inhalt

Im Jetzt	1
Beginn meiner Nestflucht	5
Meine erweiterte Nestflucht	35
Der Ernst des Lebens beginnt	85
Mein erweitertes Universum	123
Es wird eng zu Hause	143
Die Schule im Nachbardorf	165
Treffpunkt Freibad	181
Der Schnee von gestern	199
Und langsam wird alles anders	237
Zurück zu den Anfängen	263
Epilog	291

Vorwort

Alles vergeht und wir vergehen mit. Auch mir fällt es nicht immer leicht, mich dieser Tatsache zu beugen. Wie alle Menschen trage auch ich Erinnerungen in mir, die mit der Zeit mehr und mehr verblassen. Die Frage, woran ich mich aus meiner eigenen Kindheit in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts heute noch erinnern kann, ließ mich nicht los. Ähnlich einem Traum kamen in meinen Erinnerungen zunächst nur einzelne Fragmente zum Vorschein, die aus lückenhaften, teils verschwommenen Bildern bestanden, und denen oft noch ein Zusammenhang fehlte. Diese fragmentalen Bilder waren meistens grau, hatten unscharfe Konturen und verschwanden schnell wieder. Aber je intensiver ich darüber nachdachte, umso deutlicher wurden sie, sodass sich aus anfangs nur lückenhaften Bildern kleine Geschichten und Episoden formen ließen.

In diesem Buch erzähle ich meine Geschichte von damals. Es sind meine persönlichen Rückblicke, also darauf, wie ich aufgewachsen bin und wodurch mein Leben innerhalb, aber auch außerhalb meiner Familie bestimmt

wurde. Meine Erinnerungen führen in eine andere Zeit, die bereits viele Jahrzehnte zurückliegt. Mit dieser Rückschau gebe ich zugleich auch authentische Einblicke in unser Leben in der damaligen DDR. Dabei verzichte ich bewusst auf tiefgründige Analysen des politischen Systems, denn der sozialistische Staat war uns als unveränderliche Rahmenbedingung vorgegeben, die ich auch als heranwachsendes Kind zu akzeptieren hatte.

Leider begegneten mir auch viele Jahre später während meiner beruflichen Tätigkeit immer wieder Voreingenommenheit und geringe Kenntnis über unser damaliges Leben in der DDR, das noch zu oft stereotyp einseitig, vereinfacht oder sogar falsch verstanden wurde. Besonders an die nachfolgenden Generationen gerichtet, möchte ich mit diesem Buch auch solchen Vorurteilen und ähnlichen Ressentiments entgegenwirken.

Anhand kleiner, alltäglicher Erlebnisse und Episoden in vorwiegend chronologischer Abfolge, möchte ich zeigen, wie wir damals in der DDR wirklich lebten und zu-rechtkamen. Ich wurde 1954 in einem kleinen Dorf in Thüringen geboren. Dort, nahe am Wald, wuchs ich auf, hatte mein schlichtes, aber behütetes Zuhause und eine glückliche Kindheit. Die DDR war für mich damals noch kein politischer Begriff, sondern einfach meine Welt, in der ich langsam älter wurde. Wie andere Heranwachsende hatte auch ich meine Wunschträume, Zukunftsvorstellungen und Probleme. Dabei spielten die häusliche materielle Situation, aber auch das einfache Denken meiner

Eltern keine unwichtige Rolle. In mehreren Geschichten wird auch die schwierige Beziehung zu meiner Mutter thematisiert, die sich in den Jahren zu Hause entwickelte und in meinem späteren Leben fortsetzte.

In meine längst vergangene Welt mit mir einzutauschen, bringt nicht nur spannende Momente hervor, sondern auch Humor und satirische Betrachtungsweisen kommen nicht zu kurz. Dieses Buch ist meine persönliche Spurensuche – zurück in eine Zeit, die längst vergangen ist, und doch in vielem nachwirkt. In den nun folgenden Kapiteln möchte ich dazu einladen, mit mir gemeinsam in die ersten Jahre meiner „Nestflucht“ zurückzukehren.

Im Jetzt

Ich befand mich gerade im Wohnzimmer und vernahm, dass meine Frau in ihrem Arbeitszimmer lebhaft telefonierte. Vermutlich eine ihrer Freundinnen oder ehemalige Mandanten, nahm ich an.

Wie erwartet, kam sie nach Ende des Gesprächs sofort ins Wohnzimmer und sagte:

»Ich habe gerade mit Bigi gesprochen und von ihr erfahren, dass Hanni an Corona gestorben ist.«

Im ersten Moment war ich wegen dieser unerwarteten Nachricht schockiert. Zugleich kamen mir auch gewisse Zweifel und ich schaute meine Frau ungläubig an:

»Wann und wo, stimmt das wirklich?«

»Genaues wusste Bigi auch nicht. Nur, dass es im Dorf schon die Runde gemacht hat« ergänzte sie und klang dabei selbst verunsichert.

Leise, mit belegter Stimme, sagte ich darauf:

»Wir müssten zuerst klären, ob das wirklich stimmt oder vielleicht ein Gerücht ist.«

Manchmal sind es nur Gerüchte

Wir wussten beide, dass auch in unserem früheren Dorf viel geredet wurde. Auf dem Lande war das normal, und wie in anderen Dörfern, gab es auch bei uns keine Ausnahme. Traf man sich auf der Straße, beim Einkaufen oder am Bahnhof, konnten auch mal Neuigkeiten verbreitet werden, die nicht gänzlich der Realität entsprechen mussten. Wie genau ein Gerücht seinen Anfang nahm und von wem es in die Welt gesetzt wurde, war meistens schon nach kurzer Zeit nicht mehr nachvollziehbar, und schon gar nicht, wenn es bereits wie ein Lauffeuer herumging. Und gerade in der Anfangszeit der Coronapandemie überschlugen sich förmlich negative Nachrichten und Ereignisse, sodass sich niemand über weitere Hiobsbotschaften mehr wunderte. Deshalb mussten wir diese unerwartete Nachricht zuerst überprüfen. Die Wahrheit über dieses Gerücht konnte nur mein Bruder klarstellen. Meine Frau schlug deshalb vor:

»Du wirst nicht drumherumkommen, deinen Bruder anzurufen. Am besten gleich.«

»Ja, da hast du sicher recht« sagte ich etwas kleinlaut.

Seit einigen Jahren herrschte zwischen meinem Bruder Steffen und mir „Funkstille“. Zwischen uns Brüdern gab es keinerlei Kontakt mehr. Da meine Mutter mit meinem Bruder zusammenlebte, bestand auch kein Kontakt zu ihr. Das hatte vielschichtige Gründe, die schon Jahre

zurücklagen.

Es fiel mir nicht leicht, zum Hörer zu greifen. Die Nummer musste noch im Festnetztelefon gespeichert sein. Als ich sie fand, rief ich an. Ich erkannte die Stimme meines Bruders sofort:

»Ja, hallo, wer ist da.«

Sichtbar erregt, aber bewusst formell, nannte ich meinen Vor- und Zunahmen. Wie früher, klang die Stimme meines Bruders kurz angebunden:

»Was willst du?«

»Ich habe gerade erfahren, dass Hanni an Corona gestorben ist. Stimmt das wirklich?«

»So ein Quatsch. Sie war letztes Jahr im Herbst hingestürzt, hatte sich die Hüfte gebrochen und ist nun im Pflegeheim.«

»Gut, dann bin ich beruhigt, und ich weiß Bescheid.«

Mein Bruder ergänzte:

»Sie ist verwirrt und kriegt nicht mehr viel mit. Was ist mit dir? Ihr seid weggezogen?«

»Ja, schon vor drei Jahren.«

Von meinem Bruder kam noch ein kurzes

»Tschüss!«

Das war das Letzte, was ich von ihm hörte. Im Herbst 2023 kam dann ein Brief vom Nachlassgericht, wegen der Erbschaft. Unsere Mutter war verstorben. Mein Bruder sollte Haus und Grundstück erben. Er hatte sich viele Jahre um sie gekümmert. Das Erbe stand ihm zu. Ich nahm das Schreiben des Nachlassgerichts zur Kenntnis und ak-

zeptierte es.

Als mein Bruder und ich Kinder waren, erbten wir gemeinsam das Haus und auch das Grundstück von unserer Großtante Liese. Es war das „kleine Haus am Wald“, in dem wir unsere Kindheit und Jugend verbracht hatten. Ein kleines Haus in einem kleinen Thüringer Dorf.

Man möge mir verzeihen: Ich halte es an dieser Stelle für unangebracht, über die Gründe zu schreiben, warum mein Bruder und ich seit über 10 Jahren keinen Kontakt hatten. Es war leider so! Und ich bedaure heute, dass ich bei unserem letzten Telefonat nicht die Initiative ergriffen habe, diese absurde Situation unter Brüdern, zu beenden. Vermutlich fehlte uns beiden nur ein Quäntchen Mut, aufeinander zuzugehen.

Die Zeit der Funkstille zwischen meinem Bruder und mir ging weiter, bis im Frühsommer 2025 das unumkehrbare Ereignis eintrat. Mein zwei Jahre jüngerer Bruder Steffen verstarb nach schwerer Krankheit. Wieder wurde ich von Freunden aus dem Dorf informiert. Aber leider waren es dieses Mal keine Gerüchte.

Beginn meiner Nestflucht

Meine Eltern hatten im Herbst 1953 geheiratet, als meine Mutter Hanni bereits schwanger war. Geheiratet wurde kirchlich. Das gehörte sich so. Der offizielle „Segen Gottes“ musste trotzdem sein, auch wenn die Familie wenig religiös war. Wie damals in vielen Dörfern noch üblich, wurden die meisten Kinder zu Hause zur Welt gebracht. Das war schon wie viele Jahrhunderte zuvor und hatte sich auch bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts kaum geändert. Das nächste Krankenhaus befand sich in der Stadt und war damit zu weit weg. Auch in unserem Dorf gab es für die Geburtshilfe eine Hebamme. Sie wurde gerufen und kam immer, wenn eine Entbindung bevorstand. Daran war nichts Besonderes. Als Hanni mit 21 Jahren ihr erstes Kind bekommen sollte, musste die mittlerweile etwas betagte Hebamme des Dorfes kommen.

Es war ein Karfreitag

Es war am Karfreitag vor Ostern 1954. Draußen schneite es kräftig. Ein nasskalter Tag, der so gar nicht nach Frühling aussah. Schnee zu Ostern war keine Seltenheit. Hanni lag bereits in den Wehen und die Hebamme wurde schnell gebraucht. Damals waren im Dorf auch nur wenige Fahrzeuge vorhanden. Wie mir später erzählt wurde, gab es nur den alten LKW von Kurt, der einen kleinen Fuhrbetrieb hatte. Um damit die Hebamme zu holen, blieb keine Zeit. Als junger Mann von gerade mal 20 Jahren fuhr Friedhelm auf seinem klapprigen Fahrrad durch den Schneematsch in einen etwa drei Kilometer entfernten Ortsteil, der auf einem Hügel zum Nachbardorf lag.

Die Hebamme war eine resolute Frau und dafür bekannt, nicht lange zu zögern, sondern zu handeln. Es war glatt, und soweit es im Dorf eine Straße gab, war sie kaum noch erkennbar. Friedhelm hatte keine Wahl. Er nahm kurzerhand die Hebamme auf die Stange seines Fahrrads und rutschte mit ihr los. Ob und wie oft die beiden gestürzt sind, wurde mir nicht erzählt. Auch nicht, wie lange der ungewöhnliche Personentransport gedauert hat. Offenbar gerade noch rechtzeitig, kamen beide im Haus der Großtante an. Mir wurde auch später nicht überliefert, ob ich eine schwierige Geburt hatte. Die Hebamme hatte bereits vielen Kindern im Dorf auf die Welt geholfen und verstand ihr „Handwerk“ offensichtlich

gut. Ich wurde ohne nennenswerte Komplikationen geboren und war ab nun auf dieser Welt. Dass mein Vater die Hebamme auf dem Fahrrad anbrachte, bekam ich irgendwann mal erzählt. Meine Eltern gingen mit dieser kleinen Geschichte auch noch später gerne „hausieren“.

In der früheren DDR waren Hausgeburten auf dem Lande bis in die sechziger Jahre noch üblich. Das ließ sich nicht mit den Städten vergleichen, in denen es bereits Krankenhäuser mit Geburtsstationen gab. Heutzutage kann nur noch schwierig beurteilt werden, was im Fall von Komplikationen passierte und wie man damit umging, wenn es tatsächlich ernst wurde. Dass es auch hin und wieder zu Komplikationen gekommen sein muss, ist klar. Vermutlich wird auch im Dunkeln bleiben, wie hoch die Säuglingssterblichkeit damals wirklich lag. Darüber wurde wenig geredet. Es waren andere Zeiten, die sich mit denen heute nicht mehr vergleichen lassen.

Wie ich bereits angedeutet hatte, muss bei meiner Geburt alles gut verlaufen sein. Ich war gesund und munter. Verständlich ist auch, dass ich an die ersten zwei Jahre kaum Erinnerungen habe. Nur aus späteren Erzählungen wusste ich, dass zu dieser Zeit die neu erbaute Kirche im Dorf geweiht wurde. Meine Mutter hatte mich in einem damals üblichen Tragemantel mit dabei. Man musste sich schließlich im Dorf auch zeigen. Vermutlich wurde ich dann im Frühjahr 1955 getauft und war von diesem Zeitpunkt an ein „ungefragtes Mitglied“ in meiner ersten Organisation.

Das kleine Haus am Wald

Besonders manchem Älteren könnte das Lied „Kleines Haus im Wald“ des Thüringer Komponisten und Sängers Herbert Roth noch bekannt sein. Genau genommen stand unser kleines Haus auch nicht im Wald, sondern unmittelbar am Waldrand. Trotzdem passte dieser Titel im metaphorischen Sinn recht gut zu unserem damaligen Leben.

Das kleine Haus gehörte meiner Großtante Elise, der Schwester meiner Großmutter. Meine Großtante Elise war Jahrgang 1901 und selbst kinderlos. Sie und ihr Mann müssen irgendwann in den zwanziger Jahren geheiratet haben. In der heutigen Zeit mag es seltsam erscheinen, dass Elise ihren eigenen Onkel geheiratet hatte. Aber so etwas ging damals. Ihr weitaus älterer Mann verstarb noch vor Ende des Zweiten Weltkriegs. Er war von Beruf Maurer und hatte das kleine Haus in den dreißiger Jahren aus einer Scheune selbst ausgebaut. Es wurde noch vor dem Zweiten Weltkrieg bezogen. Scheune und Grundstück befanden sich seit Generationen im Familienbesitz. Das Haus maß nur 7,5 Meter mal 7,5 Meter. Die alte Scheune war ein Fachwerkbau, mit damals üblichem Bimsstein ausgemauert und bereits massiv unterkellert. Der Ausbau erfolgte mit einfachsten Mitteln. Man hatte wenig Geld.

Soweit ich mich erinnern kann, verbrachte ich im Vorschulalter die meiste Zeit unten bei meiner Großtan-

te Liesn. Unser kleines Haus hatte eine massive, dunkle Haustür mit einem Oberlicht und einfache, kleinere Holzfenster mit nur einer Glasscheibe, die mit heutiger Dreifachverglasung nicht annähernd vergleichbar wären. Die Scheiben waren mit Kitt in undichten Holzrahmen eingefasst, und klapperten sogar stellenweise. An den einfachen Fenstern gab es weder Fensterläden noch Jalousien. Ins Haus hinein ging es über einen sogenannten „Hausstein“, ein gemauertes Podest, auf das fünf oder sechs Stufen zur Haustür im Erdgeschoss führten.

Durch die Haustür betrat man zuerst das rotbraun geflieste kleine Treppenhaus. Auf der linken Seite befand sich die halb gewendelte Holztreppe ins Obergeschoss zu den Dachzimmern unserer Wohnung. Geradeaus kam man durch eine weiß lackierte Tür in die kleine Küche von Tante Liesn. Durch die Tür rechts ging es in ihr Wohnzimmer. Dieses Wohnzimmer war zwar eingerichtet, wurde aber nicht als Zimmer zum Wohnen genutzt. So gesehen, könnte man es auch einen „Ausstellungsraum“ für Möbel nennen. Im kleinen Wohnzimmer lag auf den rotbraunen Holzdielen ein früher üblicher Fußbodenbelag „Stragula“. Auf der linken Seite stand ein eiserner Ofen mit Marmorplatten, der jedem Nostalgiker heute das Herz höher schlagen lässt. Der Ofen sah toll aus und war nagelneu. Soweit ich mich erinnern kann, wurde der Raum damit nie beheizt. Auch spätere Versuche meiner Eltern, den Ofen anzuheizen, misslangen. Die weitere Einrichtung bestand aus einem dunkelbraunen Buffet mit Unterteil

und Oberteil. Im Oberteil waren Glasscheiben, damit Geschirr und Gläser besser zur Geltung kamen. Außerdem gab es eine Anrichte, ebenfalls für Geschirr und weiteren Krimskrams. In der Mitte stand ein runder Esstisch mit vier Stühlen, die sogar lederne Sitzflächen hatten, alles im dunkelbraunen Furnier gehalten. Ich erinnere mich auch, dass am Fenster der rechten Wand eine Nähmaschine der Marke „Singer“ stand, die ebenfalls nie benutzt wurde. Ach ja, und es gab noch eine Wanduhr, eine Pendeluhr von „Junghans“ mit Glastür an der Vorderseite. Diese Uhr wurde nie aufgezogen, damit sie nicht zu jeder Stunde schlug. Der Schlüssel lag immer unbenutzt im Uhrkasten. Als kleines Kind verbarg diese Uhr für mich etwas Geheimnisvolles. Sie hing hoch an der Wand und war für mich damit nicht erreichbar. Zu gerne hätte ich das Pendel aus Messing mal bewegt und damit gespielt. Aber das sollte nicht sein.

Aus dem Wohnzimmer kam man durch die Tür in der linken Wand ins Schlafzimmer. Ich erinnere mich, dass im Schlafzimmer auf der linken Seite ein großes Doppelbett mit zwei Nachttischchen stand. Darüber hing ein breites Bild mit sechseckigem Rahmen, auf dem Engel ihre Späßchen trieben. Auch meine Großmutter besaß ein ähnliches Bild. Rechts vom Bett stand eine Frisierkommode mit flachem Aufsatz und breitem Spiegel. An der Wand gegenüber dem Bett hing neben dem Fenster ein großes Fotoporträt von Tante Liesn aus früheren Jahren. Sie muss damals recht attraktiv gewesen sein. Auf dem

Bild hatte sie eine typische Frisur der zwanziger Jahre, die an die Charlestonzeit erinnerte. An der rechten Wand stand neben der Tür ein voluminöser dreitüriger Kleiderschrank. Erwähnenswert ist auch, dass alle Möbel zum selben Schlafzimmermodell gehörten, also stilistisch zusammenpassten. Als kleines Kind wirkten diese Möbel auf mich immer wie neu und unbenutzt. Heute ist mir klar, dass diese Möbel für meine Tante durchaus wertvoll waren und deshalb bestmöglich geschont wurden. Bis heute ist mir auch der eigenartige Geruch in Erinnerung geblieben, den ich keineswegs unangenehm, eher frisch, beschreiben würde. Vielleicht, weil das Schlafzimmer nicht beheizt wurde und sich immer kühl anfühlte. Als kleiner Junge hatte ich in diesem Raum unzählige Nächte mitgeschlafen. Für besonders kalte Nächte, wurde eine Gummiwärmflasche mit heißem Wasser gefüllt. In noch früheren Jahren gab es Wärmflaschen aus Messing. Manchmal wurde auch nur ein heißer Ziegelstein in ein Tuch gehüllt und ins Bett gelegt. Man wusste sich zu helfen. Jedenfalls hatten wir in den Schlafzimmern keine Heizungen und trotzdem ist niemand erfroren. Die Menschen kannten es nicht besser und kamen damit zurecht.

Ähnliche Einrichtungsgegenstände und Möbel, wie bei Tante Liesn, waren übliche Ausstattung in vielen Häusern. Möbelstücke waren teuer und wurden zumeist nur einmal gekauft. Aber sie hatten auch Qualität und mussten dann fürs ganze Leben halten, was im Gegensatz zu heute noch funktionierte. Natürlich gehörte zum „Reich“

meiner Großtante noch eine Küche, aber dazu komme ich später. Die Wohnung meiner Tante Liesn in ihrem kleinen Haus, all das kannte ich als kleiner Junge bis ins Detail. Soweit ich mich heute zurückerinnern kann, war sie ein wichtiger Teil meiner kleinen Welt.

Eigentlich wohnten wir oben

Freie Wohnungen gab es im Dorf nicht. Um selber zu bauen, fehlte das Geld. Im kleinen Bauernhaus meiner Großmutter war auch kein Platz. In ein anderes Dorf zu ziehen oder in die Stadt, kam für meine Eltern ebenfalls nicht in Betracht. Zum Glück gab es im kleinen Haus von Tante Liesn eine Küche und zwei kleine Zimmer im Dachgeschoss. Dort konnte man erst mal unterkommen. Tante Liesn wohnte unten allein und oben war noch frei.

Wie in vielen kleinen Häusern, hatten die Zimmer im Dachgeschoss schräge Wände. Das Dach war auf einen Kniestock direkt aufgelegt, der ungefähr einen Meter hoch war. Um den Platz bestmöglich auszunutzen, war der Kniestock Teil der Außenwand. Auch das Dachgeschoss wurde seinerzeit mit einfachsten Mitteln ausgebaut. Ziegel und Lattung lagen direkt auf den Dachsparren. Von innen wurde unter den Dachsparren eine sogenannte „Sparschalung“ aus Brettern befestigt. An der Sparschalung waren „Leichtbauplatten“ angenagelt, wie man damals zementgebundene Holzfaserplatten auch

nannte. Wie der Name schon sagt, waren diese Platten relativ leicht und nur ungefähr fünf Zentimeter dick. Darauf wurde der Innenputz direkt aufgetragen. Der Hohlraum zwischen den Sparren blieb leer. Bis auf die dünne Leichtbauplatte gab es keinerlei Wärmedämmung. Ein solcher einfacher Aufbau war bis in die siebziger Jahre üblich und verdeutlicht heute, wie kalt es in solchen Räumen gewesen sein musste. Blieben die Räume unbeheizt, so beschlugen im Winter nicht selten die Dachschrägen mit Raureif. Wurde ein Dachraum mit einem Ofen beheizt, blieb er nur für eine gewisse Zeit warm. Im Ofen musste ständig „nachgelegt“, also nachgeheizt werden. Die Wärme ging buchstäblich durch die Decke. Seinerzeit zählte ein guter Ofen als wichtiges Utensil für einen Raum. Gemauerte Kachelöfen mit besserer Wärmespeicherung, waren damals in unseren Häusern noch wenig verbreitet.

Fenster hatten wir im kleinen Haus nur in den Giebelseiten. In den Dachschrägen gab es weder Dachfenster noch teure Dachgauben. Dadurch blieben die Räume auch eher dunkel. Nur in der Küche, in der ein etwas breiteres Fenster mittig angeordnet war, kam etwas mehr Licht hinein. Bis in die sechziger Jahre wurden die Räume zumeist mit hellen Leimfarben „vorgerollt“, damit anschließend mit einer perforierten Gummirolle ein andersfarbiges Muster aufgetragen werden konnte. Ein solches Verfahren funktionierte auch mal mit einem Nylonstrumpf, mit dem sich interessante Muster erzeugen

ließen. Teure Tapeten konnte man sich nicht leisten. Heute erinnere ich mich daran, dass unsere Räume zumeist helle und freundliche Farbmusterungen hatten. Als Mitte der sechziger Jahre dann mehr Tapeten in Mode kamen, wurden auch bei uns zu Hause die Muster greller und immer dunkler. Damit war auch bei uns die „Dunkelzeit der dunklen Tapeten“ angebrochen.

Ähnlich wie in der unteren Wohnung, waren auch im Dachgeschoss alle Zimmer, und selbst das Treppenpodest, mit Holzdielen ausgelegt. Heute wären solche Dielenbretter farblos versiegelt oder nur geölt. Völlig anders, wurde damals das schöne Holz mit rotbrauner Fußbodenfarbe gestrichen. Natürlich auch die Treppe, die aus dem Erdgeschoss hochführte. Das obere Treppenhaus bestand aus einem offenen Podest mit Geländer. Die Tür links führte in die Küche. Durch die Tür rechts ging es ins Wohnzimmer. An der Wand zum Wohnzimmer hing oben rechts eine schwarze Zählertafel mit zwei Stromzählern, jeweils einen für unten und einen für oben. Oberhalb der jeweiligen Stromzähler hatte jede Etage eine Sicherung. Alle Stromverbraucher einer Etage hingen damals an einer einzigen 6-A-Sicherung. Zum Vergleich: In unserer heutigen Wohnung liegen 22 extra abgesicherte Stromkreise. Das macht deutlich, wohin sich unsere moderne Gesellschaft gerade beim Stromverbrauch entwickelt hat.

Meine kleine Welt wird größer

Die meisten Menschen werden kaum noch Erinnerungen an ihre ersten Lebensjahre haben. Verständlicherweise ist auch mir nur wenig aus dieser Zeit präsent. Ebenso wenig weiß ich heute darüber, wie unsere junge Familie seinerzeit in der kleinen Wohnung unterm Dach lebte und zurechtkam. Wie in einen Nebel gehüllt, kommen mir ab und zu Erinnerungen hoch, dass ich von meinem Vater auf dem Arm getragen wurde. Mein Kinderbett stand direkt neben dem Bett des Vaters. Vielleicht erscheint mir auch deshalb dieses Bild noch heute. Aber echte Erinnerungen fehlen. Möbel, Einrichtungsgegenstände oder Spielzeug aus dieser Zeit bleiben in meinen Gedanken unauffindbar. Auch an meine Tante Liesn habe ich aus der ganz frühen Zeit zunächst keine Erinnerung. Vermutlich war Tante Liesn im ganzen Haus omnipräsent. Das gehörte zu ihrem Naturell. Ich gehe heute davon aus, dass sie mich auch als Kleinkind oft behalten hat. Aber Genauerer weiß ich nicht mehr.

Im Februar 1956 wurde mein Bruder Steffen geboren. Sicher ein bedeutsames, freudiges Ereignis für unsere Eltern, Großeltern und Tante Liesn. Sofort nach der Geburt wurde mir erklärt, dass es mein Brüderchen nun gibt. Als ich meinen Bruder das erste Mal sehen durfte, muss ich sinngemäß gesagt haben:

»Na, da bist du ja endlich. Hat lange genug gedauert.

Komm mit, wir wollen spielen ...«

Ob es von mir wirklich so formuliert wurde, bleibt fraglich. Jetzt, war mein kleiner Bruder da und ab sofort drehte sich das Meiste um ihn. Auch aus der Zeit nach der Geburt meines Bruders sind mir nur unscharfe, eher diffuse Bilder geblieben, auf denen meine Mutter ihn herumtrug. Ich kann mich heute auch nicht daran erinnern, dass meine Mutter mich jemals auf dem Arm hatte. Aber das brauchte sie auch nicht mehr. Ab jetzt war ich der Große.

Auch wenn ich aus dieser ganz frühen Zeit nur sehr wenig Erinnerungen habe, blieb mir ein besonders markantes Ereignis dennoch haften. Mein Bruder müsste damals ein halbes Jahr alt gewesen sein, als sich zwischen seinen Beinchen ein Abszess entwickelte. Weil das Geschwür sehr schnell wuchs, drohte dem Baby eine Blutvergiftung. Es war große Eile geboten. Der Säugling musste dringend ins Krankenhaus gebracht werden. Wir hatten kein Telefon, auch keinen Krankentransport, wie es heute üblich wäre. Der Mann meiner Großmutter besaß ein älteres Motorrad. Kurz entschlossen fuhr er meine Mutter mit dem in Decken gehüllten Brüderrchen auf dem Arm mit seinem Motorrad in unsere Kreisstadt ins Krankenhaus. Das Baby wurde sofort operiert. Gerade noch rechtzeitig konnte eine drohende Sepsis abgewendet werden. Warum sich ein solcher Abszess entwickeln konnte, ist unklar geblieben. Vielleicht lag es auch an den hygienischen Verhältnissen damals, die mit den heutigen nicht

mehr vergleichbar sind.

Wie mir aus meiner frühen Kindheit noch in Erinnerung ist, wurde mein jüngerer Bruder von unseren Eltern und allen anderen „Steffchen“ genannt. Viele Jahre später wurde dann „Steff“ daraus. Aber zuerst musste mein kleiner Bruder Steffchen älter werden und irgendwann konnten wir auch miteinander spielen.

Ein entscheidender Moment

Bezogen auf die Tierwelt ist oft die Rede von „Nestflüchtern“ oder „flügge sein“, wenn der Nachwuchs erstmalig das Nest verlassen kann. Von der Evolution vorgegeben, bleibt ein solcher Schritt unausweichlich. Nun haben wir Menschen zwar andere Zeiträume, aber eine Nestflucht kennen wir auch. Zeitgenossen, die ihre Nestflucht teils über Jahrzehnte verweigern, gibt es, aber sie sind selten. Bei jedem Kleinkind ist der Zeitpunkt der ersten eigenen Schritte ein entscheidender Moment. Die ersten eigenen Schritte ohne fremde Hilfe sind quasi die Grundlage einer kleinen Nestflucht. Irgendwann konnte ich alleine laufen und kam vermutlich auch über die Treppe runter und wieder rauf. Mit diesen Fähigkeiten hat sich für mich eine neue Welt erschlossen. Behutsam konnte ich jetzt diese Welt entdecken, die für mich immer größer wurde. Die Zeit mit meiner Tante Liesn war gekommen. Bis heute sind mir ihre zahlreichen Schimpfkanonaden im Ohr, die

natürlich nie böse gemeint waren:

»Jung, was häst deu heut widder angestallt« rief Tante Liesn öfters. Meistens dann, wenn ich mich mal wieder zu selbständig gemacht hatte. Egal was es war, ernsthafte Konsequenzen hatte es bei ihr nie. Sie konnte zwar schimpfen wie ein Rohrspatz und blieb trotzdem der liebste Mensch auf der Welt. Wie bereits erwähnt, war sie meine Großtante mütterlicherseits. Als kleiner Junge mit drei bis vier Jahren, nannte ich sie „Daddi“! Meine Daddi, bei der ich immer war, solange ich mich erinnern kann. Sie sprach mit mir von klein auf „Platt“. Etwas anderes konnte sie gar nicht. „Platt“ wurde der ortsübliche Dialekt genannt, den alle im Dorf und der Umgebung verstanden und meistens auch sprachen. Auch meine Mutter sprach mit meiner Großmutter und Tante Liesn nur Platt.

Meine Daddi wirkte nach außen manchmal grobschlächtig und rustikal, aber sie war durch und durch sanftmütig. Das wusste ich genau. Dies war mir von klein auf vertraut.

Von „Hackwiebern“ und „Kützen“

Wer damals aus dem Dorf nicht in der Landwirtschaft beschäftigt war, fuhr zum Arbeiten in die nahegelegene Kreisstadt. Um in die Stadt zu kommen, gab es glücklicherweise noch die alte Bahnlinie aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Bahnlinie noch nicht wieder in Betrieb

war, fuhren nicht wenige Arbeiter die 12 Kilometer lange Strecke in die Stadt auch mit dem Fahrrad. Die Strecke verlief durch den Wald, kreuzte den Rennsteig als Kammweg und musste früh und abends ohne die heute übliche Gangschaltung bewältigt werden. Hatte man kein Fahrrad, wurde sogar gelaufen. Soweit ich informiert bin, wurde die Bahnlinie zwar im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört, aber teilweise nach dem Krieg demontiert. Sie führte durch einen 650 Meter langen Tunnel unter den Bergen hindurch. Aufgrund seiner günstigen Lage, sollte der Tunnel während des Kriegs als Bunker dienen. Es wurde darin gebaut. Im Tunnel kam es zu einem Einsturz, bei dem auch der verstorbene Mann von Tante Liesn verschüttet wurde. Er konnte sich von diesem Unfall nicht erholen und ist an den späteren Folgen verstorben. Seit diesen Jahren verwitwet, musste Tante Liesn für ihren Lebensunterhalt selber sorgen.

Sie erzählte mir damals, dass sie eine Zeit lang in einer Zigarrenfabrik gearbeitet hatte und später auch in einer Fabrik, in der „Maßstäbe“ hergestellt wurden. Dort passierte ihr ein Arbeitsunfall, bei dem ein Fingerglied durchtrennt wurde. Aber weil es bis zum Krankenhaus nicht weit war, konnte das Fingerglied wieder „angenäht“ werden. Zum Glück blieb von diesem Unfall äußerlich nur eine kleine Narbe übrig. Obwohl es lange vor meiner Zeit passierte, blieb mir ihre spätere Erzählung bis heute in Erinnerung.

In den letzten Jahren, bevor Tante Liesn Rentnerin wur-